

«There is no elevator to success, you have to take the stairs; one step can make all the difference.»

Diakonische Notizen¹

Christoph Sigrist

I. Erste Notiz: Gott ist nicht Christ.

Was ist der Motor für hegen und pflegen, für sorgen und helfen? Auf diakonischen Notizen steht an dieser Stelle oft der christliche Glaube. So einleuchtend dies auf den ersten Blick erscheint, auf den zweiten Blick wird alles diffus. Erstens arbeiten viele in diakonischen Einrichtungen und Kirchgemeinden, ohne sich auf den christlichen Glauben zu beziehen. Zweitens ist oft gar nicht klar, was denn «christlich» bedeutet. Drittens streiten sich Menschen, was denn unter «Glauben» zu verstehen ist. Und viertens ist das Wort «diakonisch» für viele, die hegen und pflegen, sorgen und helfen, suspekt: Heisst dann «diakonisch»: Helfen plus, also plus Gebet, plus Jesus, plus Gott, plus christlicher Glaube, plus Sündersein?

Was ist der Motor für hegen und pflegen, für sorgen und helfen? So einfach ist es nicht mit dem Motorengeräusch. Zwei Notizen, die mich nachdenklich machen. Erste Notiz: Gott ist nicht Christ.

Desmond Tutu, Bischof von Südafrika, sprach am Kirchentag in Deutschland 2007 von der Versöhnungspraxis nach der Apartheid. Ich höre ihn noch heute: «Die Engel singen: Gott ist heilig, heilig, heilig», so redete er mit Schalk in den Augen und herzhaftem Lachen. «Durch Jesus

Christus wurde das Heilige hinuntergezogen. Wohin? Da, wo ein Hungeriger die Hand entgegenstreckt: Das Brot, das mit ihm geteilt wird, ist heilig. Da, wo ein Fremder Obdach bekommt, dieses Haus ist heilig. Im Flüchtling ist Christus sichtbar. Und in Christus ist Gott da.» Der Erzbischof aus Südafrika erzählt in einfachen Sätzen über seinen Kampf gegen die Apartheid, seine Freundschaft mit Nelson Mandela, und über seinen unerschütterlichen Glauben: «Gott ist bei den Opfern, bei den Ausgegrenzten! Glaube und Gerechtigkeit küssen sich!», rief er zu uns, seine Augen suchten unsere, seine Arme waren immer in Bewegung. «Und jetzt, welche Arme hat Christus, um das Brot zu teilen, um den Flüchtling aufzunehmen? «Dich, und Dich!» – und sein ausgestreckter Arm zeigte auf mich. «Wir sind der Körper Christi», fährt er fort. «Wir haben die Verantwortung, zu teilen, was wir bekommen haben, Fremde aufzunehmen, Durstige zu stillen. Doch nicht nur Christen helfen. In allen Menschen, die hungern, ist Gott. In allen Menschen, die helfen, ist Gott. Gott ist nicht Christ.»²

Gott ist nicht Christ. Das sass. Das prophetische Wort des Bischofs sitzt mir bis heute im Nacken: Wenn Gott nicht Christ ist, dann ist das Helfen im Sinne und im Geiste Gottes auch nicht christlich: In allen Menschen, die hungern, ist Gott. In allen Menschen, die helfen, ist Gott.

II. Zweite Notiz: Hilfe ist zu wenig christlich.

An dieser Stelle geht es mir nicht darum, die öffentliche Debatte um den Beitrag der evang.-ref. Kirchgemeinde Zürich für Solidara

² Desmond Tutu zitiert nach dem Artikel von: Gregor Taxacher, «Gott ist kein Christ». Bibelarbeit mit Desmond Tutu: WDR, 08. Juni 2007. URL: <https://www1.wdr.de/dossiers/religion/christentum/kirchentag150.html> (15.07.25). Und so beschrieben auch in der Predigt: Christoph Sigrist, Predigt vom 17. Juni 2007, Manuskript zu beziehen bei: christoph.sigrist@uzh.ch.

¹ Dieser Artikel basiert auf einem Vortrag beim Netzwerk Sorgende Gemeinde im Mai 2025 zum Thema «Motor des sorgenden Tuns und helfenden Handelns».

nachzuerzählen.³ Ich möchte zwei Handzettel hier aufführen, die Bezug auf folgendes Argument nehmen, das kontrovers verhandelt wurde: Die Hilfe von Solidara sei zu wenig christlich. Der Verein, aus der die Stadtmission gewachsen ist, habe heute eine interreligiöse Trägerschaft.

Felix Reich, Redaktor der Kirchenzeiten reformiert., setzt in seinem Kommentar den Schlusspunkt unter die Debatte: «Die Kirche darf Diakonie nie zur Imagepflege verzwecken. Kompass des diakonischen Handelns ist die Not des Menschen. «[...] Wenn die Baumkrone der Diakonie so wachsen darf, wie es sich in einer multireligiös gewordenen Stadt gehört, werden die christlichen Wurzeln genährt.»⁴

Christine Siegl, Praktologin und Diakoniewissenschaftlerin, zieht in ihrer Untersuchung zu Motivationen und Begründungen von Mitarbeitenden in der Bahnhofsmision in Deutschland das Fazit: «Die zunehmende Säkularisierung der Gesellschaft hat jedoch zur Ausbildung einer Werteorientierung der Diakonie geführt, die zwar historisch im Christentum gründet, heute aber auch losgelöst von Religion und Kirche zum Tragen kommt. Je nach Verortung der einzelnen Praxisfelder weisen diese mehr Verknüpfungen zu einer religionslosen Werteorientierung (z. B. Pflege, berufliche Rehabilitation, Medizin) oder mehr zur Kirche (z. B. Seelsorge, Rituale) auf. Dabei kann auf ein festes Mass, das bestimmt, wieviel 'Kirchlichkeit' die Diakonie 'noch' vorweisen muss, verzichtet werden.»⁵

Wenn beide Notizzettel von Bischof Desmond Tutu und Christine Siegl aufeinandergelegt werden, kann als Schluss gezogen werden: Wenn es heute um Sorgen und Helfen geht, kann auf ein festes Mass, das

3 Vgl. Christoph Sigrist, Hilfe – um Himmelswillen! Zur religiösen Interpretation von Hegen und Pflegen: *Spiritual Care*, 2025, 14(1), 54–57. URL: <https://www.degruyter-brill.com/document/doi/10.1515/spircare-2025-0007/pdf?licenseType=restricted> (15.07.25).

4 Felix Reich, Christliche Wurzeln und eine bunte Krone: reformiert, 19/Okttober 2024, 1.

5 Christine Siegl, Praxis Bahnhofsmision. Eine ethnografische Untersuchung diakonischer Hilfe am Bahnhof, Stuttgart 2024, 335.

bestimmt, wieviel «Christlichkeit» die Diakonie vorzuweisen hat, verzichtet werden. Dann stellt sich jedoch die Frage, auf welches feste Mass darf dann nicht verzichtet werden? Was ist in der Diakonie, verstanden als Kunstlehre des Helfens, die sich zur zentralen Aufgabe gemacht hat, allgemein helfendes Handeln als spezifisch diakonische Praxis zu verstehen⁶, dann als festes Mass von Motorengeräusch vorzuweisen?

III. Dritte Notiz: Butterfly house

Im Zusammenhang mit der internationalen Konferenz von «Research Diakonia and Christian Social Practice» (ReDi) im Hugenotten-Zentrum in Wellington, SA, besuchten wir in der Diakoniewissenschaft Tätige aus aller Welt im April 2025 das soziale Projekt «Butterfly House»⁷ in den nahe gelegenen Townships.

Herta, so nenne ich die Sozialarbeiterin und Leiterin der Einrichtung, redete sich zwei Stunden lang, ohne Unterbruch, ins Feuer. Der Ausgangspunkt ihrer Entscheidung, Sozialarbeiterin zu werden, war eine Szene damals mit ihrem beeinträchtigten, jüngeren Bruder im Spital. Während sie im Zimmer und in den Gängen wartete, sah sie, wie viele Eltern ihre Kinder im Spital allein zurückliessen. Sie beschloss daraufhin, ihr Leben den zurückgelassenen Kindern zu widmen. Im Butterfly house finden täglich 48 Kinder aus der Nachbarschaft ausserschulisch Heimat. Jedes Kind bekommt ein Mittagessen nach der Bildungsarbeit. «Essen und Bilden sind die beiden Flügel der nächsten Generation, die Südafrika aufbauen.» Herta wurde nachdenklich, als sie den häuslichen Alltag der Familien beschrieb. «Die häusliche Gewalt ist eines der grössten Probleme in der Armutsbekämpfung. Jedes Neugeborene bekommt vom Staat ein sogenanntes 'Kopfgeld'. Dieses Geld wird oft, zu oft, von den Eltern für Alkohol und

6 Vgl. Christoph Sigrist, Diakoniewissenschaft, Stuttgart 2020, 11–17.

7 Vgl. URL: <https://www.butterflyhouse.co.za/> (15.07.25).

Drogen missbraucht.» Durch die Möglichkeit, ein gutes Mittagessen anzubieten, hofft Herta zusammen mit ihren Mitarbeitenden, dass möglichst viele Kinder von daheim ins butterfly house gezogen werden. Und mit den Kindern auch die Eltern: «Die Elternarbeit hat genauso grosse Gewicht, wie die Bildung ihrer Kinder.» Nach der engagierten Sozialarbeiterin ist es äussert schwierig, die Eltern für solche Schritte bewegen zu können: «Zu oft gelingt dies nicht. Und ich weiss nicht, ob es überhaupt gelingt, eine nächste Generation mit einer anderen Kultur heranzubilden.»

Das soziale Werk ist fast vollständig von Geldern aus Norwegen abhängig. Auf die Frage, was geschieht, wenn Norwegen den Hahn zudreht, zuckte Herta mit den Schultern: «Dann gehen die Lichter hier aus.» Während sie uns das Haus zeigte, dachte es in mir weiter: Wir tagen abgeschottet im hugenote kollegue⁸ an der internationalen Konferenz zur Diakonie. Kolleginnen und Kollegen sprechen über Intersektionalität, über weissen Rassismus, philosophieren und reflektieren theologisch über Öffentliche Diakonie in veränderten Kontexten. In nächster Nähe kämpfen Frauen und Männer gegen häusliche Armut und Apartheid. Und ihre Abhängigkeit von Geldern von Europa, oder auch der USA, ist total.

In dieser Reibung bekommen Hertas Worte einen besonderen Klang: «Wir arbeiten menschenrechtbasiert. Wir sind interreligiös ausgerichtet: Muslimische Frauen arbeiten neben christlichen Frauen und solchen, die sich atheistisch bezeichnen, zusammen. Die Kinderrechte sind normativ für unsere soziale Arbeit.»

Betroffen stehen wir diakonisch Lehrende und Tätige aus aller Welt mitten im Innenhof des Hauses und hören Herta zu. Aus Betroffenheit hat sie hier begonnen, sich zu sorgen um die Kinder, und ihnen zu helfen aus häuslicher Gewalt. Der Blick der von ihren Eltern verlassenen Kindern hat sie in ihrem Herzen getroffen. Das vom Blick des Andern getroffene Herz pulsiert Betroffenheit in ihre Adern. Demnach gilt:

⁸ Vgl. URL: <https://hugenote.com/> (15.07.25).

Betroffenheit ist der Motor des sorgenden Tuns und helfenden Handelns.

IV. Vierte Notiz: Betroffenheit

Was die Sozialarbeiterin in den Townships in Südafrika uns zeigte, deckt sich mit meiner Erfahrung in der Diakonie in der Schweiz: Fast immer, nein, immer ist die persönliche Betroffenheit der Auslöser für ein soziales Engagement in finanzieller, ideeller oder auch persönlicher Sicht. Betroffenheit ist ein Ort, wenn nicht *der* Ort der Diakonie. So lerne ich es in der Praxis hier in der Schweiz, wie auch draussen in der Welt.

Dass Betroffenheit auch ein Ort der Theologie ist, habe ich von Karl Barth gelernt. Darüber sprach er in seiner Abschluss-Vorlesung 1962 unter dem Titel: «Einführung in die evangelische Theologie». Betroffenheit, so seine Ausführungen in der 7. Vorlesung, ist neben Verwunderung, Verpflichtung und Glaube ein Ort der Theologie, genauer, des Theologen oder der Theologin. Der Gegenstand der Theologie ist «Gott in der Geschichte seiner Taten.»⁹ Die theologische Existenz, die sich den Gegenstand der Theologie zu eigen macht, erschliesst sich in drei Kreisen, in der Welt, in der Gemeinde, und bei sich. Daraus ergeben sich prägende Spannungen theologischer Existenz. Da ist auf der einen Seite der «Der kleine Theologe»: «Er liest die Zeitung und kann nicht vergessen, dass er eben noch Jes 40 oder Joh 1 oder Röm 8 gelesen hat.»¹⁰ Dann ist hier die Gemeinde: «Alles, was im Leben dieses Volkes geschieht und nicht geschieht, so oder so, gut oder schlecht geschieht, geht ihn, den Theologen, unmittelbar an, wird unerbittlich seine Sache.»¹¹ Und schliesslich: «Theologische Existenz ist schliesslich seine eigene, des kleinen Theologen persönliche

⁹ Karl Barth, Einführung in die evangelische Theologie, Zollikon 1962, 13.

¹⁰ Barth (Anm. 9) 64.

¹¹ Barth (Anm. 9) 66.

Existenz. Er ist ja nicht nur in der Welt und nicht nur in der Gemeinde, sondern einfach bei sich.»¹²

In der theologischen Reflexion spitzt Barth die Betroffenheit als Motor des sorgenden Tuns und helfenden Handelns zu: «Es hilft schon nichts: der lebendige Gegenstand der Theologie geht nun einmal den ganzen Menschen und also auch das privateste Privatleben des kleinen Theologen an. Er kann und wird ihm auch dort nicht entrinnen.»¹³

V. Fünfte Notiz: Motorengeräusch

Ich wurde 1988 in der Kirche Erlenbach als *verbi divini minister* (VDM) ordiniert auf das Gelübde: «Ich gelobe vor Gott, den Dienst an seinem Wort aufgrund der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments in theologischer Verantwortung und im Geiste der Reformation zu erfüllen. Ich gelobe, im Gehorsam gegenüber Jesus Christus diesen Dienst durch mein Leben zu bezeugen, wo immer ich hinberufen werde.» Ich lege dieses Gelübde so aus: «Diesen Dienst durch mein Leben zu bezeugen heisst für mich, Lippenbekenntnisse sind theologisch verwerflich. Das, was ich auf der Kanzel sage, ist durch mein Leben zu leben.»¹⁴

Durch mein Leben leben heisst, sich treffen lassen vom Leben. Betroffenheit gehört zur DNA des Lebens, ist eben der Motor für das Sorgen und Helfen im Leben. Ein paar Notizen zum Motorengeräusch, in dem Leben gelebt wird.

- Betroffenheit ist in (fast) 100% der Motor helfenden Handelns und Spendens.
- Menschenrecht-basiertes Handeln ist das Benzin des Motors.

¹² Barth (Anm. 9) 67.

¹³ Barth (Anm. 9) 68.

¹⁴ Christoph Sigrist zitiert nach: Ursula Eichenberger, Mittendrin. Gespräche mit Pfarrer Christoph Sigrist, Zürich 2025, 67.

- Es gibt kein christliches Benzin, muslimisches, jüdisches oder atheistisches Benzin, sondern nur gutes Benzin, das in Zusammenarbeit mit der Schöpfung, Schöpfer und Geschöpf entsteht: Gen 1,28.
- Dasselbe gilt auch für elektronische Motoren: Es gibt keinen christlichen Strom, muslimischen, jüdischen oder atheistischen Strom, sondern nur guten Strom, der in Zusammenarbeit mit der Schöpfung, Schöpfer und Geschöpf entsteht.
- Als Christ interpretiere ich das Benzin, den Strom, als ein von Gott geschenktes Feuer in mir, das Menschen um Jesus herum bei ihm und bei sich selbst wohl auch gespürt haben.
- Dieses innere Feuer inspiriert mich zu Mutanfällen¹⁵ en Masse und animiert mich immer wieder zum Umdenken.
- Ohne Betroffenheit geht es auch bei mir nicht: Die Begegnung mit Pfarrer Ernst Sieber, der frühe Tod meines Vaters und der Sturz in eine Gletscherspalte schwingen mit an Orten, wo ich mich vom Blick des Anderen treffen lasse.
- Ohne inneres Feuer könnte ich keinen Tag als Mensch und Pfarrer bestehen.
- Mit dem inneren Feuer habe ich bald 40 Jahre als Pfarrer gesorgt und geholfen, 24 Stunden und 7 Tage in der Woche.
- Dieses innere Feuer ist es, was Menschen anzieht, auch in Gottesdiensten und in Kirchenräumen. Meist als diffus und doch klar erspürte oder erhaschte Authentizität und Sakralität werden dabei bei mir und anderen ausgelöst.
- Die Nahrung des Feuers ist der Wind und das Holz:
 - o Das Holz ist das Gebet.

¹⁵ Vgl. Dorothee Sölle, Mutanfälle. Texte zum Umdenken, Hamburg 1993.

- Den Wind spüre ich, wenn ich aus dem sicheren Boot den Sprung ins kalte Wasser wage, wenn ich auf dem Brett gegen den Wind stehe.
- Glut gibt es immer, bisweilen spüre und sehe ich sie nicht mehr. Der Zweifel an Gott und die Zweifel im Glauben blasen in die Glut und bringen oft das Feuer zum Brennen.
- Genauso gilt dies bei der Stellvertretung: Jemand glaubt an meiner Stelle, jemand hilft anstelle von mir: Das ist Sauerstoff für die Glut. Dies spürten die Menschen, wenn sie damals mit Jesus waren. Jesus vertrat Gott. Dies spüren die Menschen heute, wenn sie von Jesus Christus sprechen. Jesus Christus vertritt Gottes Kraft.

VI. Schlussnotiz

Betroffen steige ich im Township bei Wellington in Südafrika im Butterfly house die Treppe in den ersten Stock. Ich bleibe stehen und lese an der Wand, auf Papier kopiert angeheftet:

«There is no elevator to succes you have to take the stairs; One step can make all the difference.»

Es denkt in mir: Auch die Engel auf der Himmelsleiter im Traum von Jakob hatten keinen Lift, sie stiegen rauf und runter (Gen 28,12). Betroffen steige ich weiter, step for step – was für eine Differenz! Nicht eine Differenz zwischen Christlich und Menschlich, Engel und Jakob, Gott und Menschen. Sondern eine Differenz zwischen Stehenbleiben und Schritte wagen. Spüre ich, wie mein Motor anspringt? Höre ich sein Geräusch?

Autor:

Christoph Sigrist, Prof. Dr. theol., ist Titularprofessor für Diakoniewissenschaft an der Universität Bern und ehem. Pfarrer am Grossmünster in Zürich.